

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (3 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 118.

Berlin, Mittwoch den 2. Oktober

1833.

Griechenland.

Constantin Canaris.

So verschieden auch die Urtheile über den Charakter der Griechen und Türken ausfallen, und so manche Stimmen sich zu Gunsten der Letzteren erklärt haben mögen, so wird doch von Niemanden bestritten, daß während des Griechischen Freiheitskampfes nicht wenige der Ersteren sich durch Patriotismus, ausgezeichneten Muth und gänzliche Hingebung für das Vaterland, dem sie Habe und Gut und oft ihr Leben selbst zum Opfer brachten, Ansprüche auf unsere höchste Achtung und Bewunderung erwarben. Einer der ausgezeichnetsten dieser Helden ist Constantin Canaris, dessen Geschichte wir hier in der Kürze erzählen wollen, und zwar beinahe mit seinen eigenen Worten. Wir müssen die Bemerkung voranschicken, daß zu der Zeit, von der wir reden, die Griechische Flotte aus ungefähr 180 Schiffen von verschiedener Größe bestand und mit 15—20,000 Seeleuten bemant war. Diese Schiffe waren hauptsächlich von unternehmenden Einwohnern von Hydra, Spezzia, Psara und Samos ausgerüstet worden; allein, trotz des Aufstehens, das man von den Großthaten der Griechen zur See machte, waren sie doch nicht viel bedeutender, als die der Türken, welche, als Seemacht, vielleicht die erbärmlichsten Feinde sind, die das Meer trägt. Statt einem bestimmten Operationsplan zu folgen, ergab sich die Marine der Patrioten nur der Seeräuberei und kannte keine andere Weise, der Seemacht der unbehutlichen Türken Abbruch zu thun, als durch Brand.

Das schauderhafte Gemetzel zu Scio, im Sommer 1822, hatte alle Griechen, die in der Nachbarschaft kreuzten, mit Muth und Nachbegierde erfüllt; allein die Anführer scheinen dieses Gefühl nicht getheilt zu haben, wenn wir nach ihrer unverantwortlichen Unthätigkeit urtheilen dürfen. Nur Canaris war es vorbehalten, an dem unmenschlichen Mordgesindel einige Vergeltung zu üben.

Gegen das Ende des Ramadan lehrte das Griechische Geschwader nach seinen verschiedenen Häfen zurück, ohne irgend einen ernstlichen Versuch gemacht zu haben, die Türkische Flotte zu Scio anzugreifen, obgleich es in dieser Absicht zweimal in die Straße eingingen war, welche diese Insel von Kleinasien trennt. Beim zweiten Mal war es, daß Canaris, als er den Feind auf dem Rückzug aus den Augen verlor, zuerst der Gedanke ankam, daß man nicht Alles gethan habe, was man hätte thun können, und daß es ihm vielleicht gelingen möchte, auf eigene Hand, durch Ueberfall, einige der feindlichen Schiffe zu zerstören. Auf dem Verdeck hin- und herschreitend, entwarf er seinen Plan, und unmittelbar nach seiner Ankunft zu Psara machte er seinem Oberen den Antrag, der mit Beifall aufgenommen und genehmigt wurde.

Canaris hatte früher den Brand „Platoff“ kommandirt und sich bereits vortheilhaft ausgezeichnet. Bei dem Rückzug durch die Meerenge von Spalimador ließ er vorsätzlich alle seine Gefährten voranziehen und war der letzte, der die Meerenge verließ, um, wie er sagte, den Rückzug der Flotte zu decken. Hier hatte er Gelegenheit, die Schwereffälligkeit der größeren feindlichen Schiffe zu bemerken, und von diesem Augenblick an war er so vollkommen von dem Gelingen seines Vorhabens überzeugt, daß er beschloß, es auf jede Gefahr zu wagen, obgleich zwei andere Schiffe, unter dem Kommando des Nicolag Apostolo, Sohnes des Admirals, kurz vorher in dem Versuch gescheitert waren, weil sie zu früh in Brand geriethen.

Als der Capitain einer Hydriotischen Brigg, Andrea Pepino, Canaris' Vorhaben vernahm, bot er ihm freiwillig seine Dienste an, welche dieser gern annahm. Ihre Schiffe wurden sorgfältig zu dem mörderischen Unternehmen ausgerüstet und jedes derselben mit einer Besatzung von 23 auserlesenen Seeleuten bemant. Die Brennmaterialien waren von der entzündbarsten und unauslöschlichsten Gattung, und zwei große schnellrudrige Bote wurden ihnen beigegeben, um ihre Flucht auf denselben zu bewerkstelligen. So ausgerüstet, segelten sie nach dem Hafen Kaloni in Mytilene, um dort vermöge seiner vortheilhaften Lage im Norden von Scio den ersten günstigen Wind abzuwarten, ihr Vorhaben zu vollbringen, und auch um weniger Verdacht zu erregen, wenn sie von dieser Seite kämen.

Der wechselnden Winde wegen brachten sie drei Tage auf der Fahrt nach Kaloni zu, während welcher sie sich die Zeit mit Fischen und allerlei Spielen zu vertreiben suchten.

Mittwoch, den 19. Juni, segelten sie mit einem günstigen Nord-Ostwind gerade auf die Insel Spalimador zu, in der Absicht, die Meerenge von Scio wo möglich kurz nach der einfallenden Dämme-

rung zu gewinnen. Als sie sich Spalimador näherten, erblickten sie die Türkischen Wachtschiffe, fünf Segel stark (drei Briggs und zwei Schoner), welche nördlich von der Insel kreuzten, worauf sie ihre Schiffe wendeten, als wenn sie nach Smyrna wollten; doch hielten sie die Segel kurz, um so langsam als möglich zu fahren. Diese Täuschung gelang vollkommen; denn so wenig verstanden die Türken ihre Pflicht als Kreuzer, daß sie keine Anstalt machten, ihnen zu folgen. Doch es zeigte sich eine andere Schwierigkeit. Sie erblickten ein Englisches Kriegsschiff, welches nach der Meerenge zusteuerte, und Canaris kannte zu gut die Wachsamkeit Britischer Seeleute. Er war daher in der wiewohl gefährlichen Nothwendigkeit, seine Farben aufzuziehen, zog sie aber sobald als möglich wieder ein, damit sie nicht von den Türken gesehen würden.

Mit Sonnenuntergang hatte er die Türken bei Karabona aus dem Gesichte verloren, worauf er seinen Lauf wieder änderte und das Kap umsegelte; dabei hielt er sich möglichst nahe an das feste Land. Als er sich dem Eingange der Meerenge näherte, ließ der Wind nach, und gegen 10 Uhr trat beinahe gänzliche Windstille ein. Pepino, der Hydriotische Capitain, rief ihn jetzt an, mit der Frage: „Was denkt Ihr zu thun, haltet Ihr es jetzt für sicher, weiter zu fahren? Wir haben fast keinen Wind. Wäre es nicht klüger, es für diese Nacht aufzugeben und eine bessere Gelegenheit abzuwarten? Wenn uns innerhalb der Inseln die Windstille überfällt, so fragt es sich sehr, ob wir wieder hinauskommen.“ Allein Canaris antwortete mit lächelndem Muth: „Es ist nichts zu fürchten. Wir werden bald einen Windstoß bekommen, und noch haben wir einige Zeit bis Tagesanbruch übrig.“ Kurz darauf rief ihn der Hydriote nochmals an, mit dem nämlichen Aussprechen, worauf er mit etwas scharfem Tone antwortete: „Ich bin entschlossen, vorwärts zu gehen, es komme wie es wolle. Entweder ich vollbringe das Werk jetzt oder nie.“ Einige von Canaris' Mannschaft wurden jetzt auch mißgestimmt, und da er sie unter sich murmeln hörte von der Gefahr, gefangen zu werden, und daß es besser wäre, den Versuch in einer anderen Nacht zu wagen, rief er sie auf den Hinterbeil des Schiffes und warf ihnen ihren Wankelmuth vor. „Habe ich Euch aufgefordert, mit mir zu kommen?“, fragte er, „war es nicht Eure eigene Wahl, batet Ihr mich nicht, Euch mitzunehmen? Wenn Ihr der Sache jetzt schon müde seyd und gern nach Hause wollt, so thätet ihr am besten, über Bord zu springen, dann seyd Ihr mit einem Male davon. Und wenn Euch das nicht gefällt, so erkläre ich Euch, daß Ihr alle unter meinem Kommando steht, und daß, wenn Einer von Euch es wagt, den Mund gegen mein Vorhaben aufzutun, ich ihm auf der Stelle die Kehle abschneide.“ Von diesem Augenblick an verhielten sie sich ruhig und befolgten seine Befehle blindlings.

Als er sich der Insel Sipvo näherte, bemerkte er die fünf Wachtschiffe unter dem Winde der Insel, mit dem linken Bord gerade gegen das Festland gefehrt. Auf der entgegengesetzten Seite zeigte sich ein großes Schiff in der Mitte des Kanals. Dieses Schiff hing ein Licht aus, was von den anderen beantwortet wurde, indem jedes von ihnen ebenfalls eines ausging. Dieses war ein kritischer Augenblick. Canaris zog seine Raaken an und hielt sie so kurz, als der Wind es nur zulassen wollte, gegen die Türken gewendet, damit sie ihn nicht sehen möchten. Da das Land hier sehr hoch war, so gelang es ihm, indem er dicht daran hinsuhr, unbemerkt vorbei zu kommen, und ein frischer Wind, der sich erhob, brachte ihn bald aus ihrem Gesichte.

Windwärts von der Insel Sipvo zieht sich das Land bis nach einer niedrigen Spitze hin, welcher gegenüber eine Sandbank liegt; an dieser fuhr er hin, so nahe als es das Sentblei gestatten wollte, und als er sie umschiffte hatte, zog er alle Segel auf und steuerte gerade auf Scio los. Als er über die Mitte des Kanals hinaus war, erblickte er die Türkische Flotte hell erleuchtet zur Feier des Bairam. „Sehet, Jungen“, rief er seiner Mannschaft zu, „diese Schiffe sollen besser Licht haben, ehe die Feste vorüber sind.“ Allein der größte Theil der Flotte befand sich an seiner Windseite, weil der Wind mehr nordwestlich von den Hügeln von Scio herwehte. Dies war ein unglücklicher Umstand, denn Canaris hatte von der Sandbank ab sich so gewendet, daß er der ganzen Flotte unter den Wind zu kommen dachte, um von da aus sich seinen Gegenstand anzufuchen. Zwei der größten Schiffe, die am meisten windwärts lagen, waren indeß noch immer in seinem Bereich. Er fuhr auf sie los, und die Schiffe, der Wachsamkeit ihrer Kreuzer vertrauend, hatten nichts Arges und hielten sie für Schiffe von ihrer eigenen Flotte. Es war ungefähr 2 Uhr Morgens, als das nächste von den beiden,

welches, wie es sich auswies, das des Kapudan Pascha war, Canaris anrief, als er sich näherte; dieser, ohne zu antworten, setzte seinen Weg fort. Pepino, der Hydriot, klammerte sich jetzt an die linke Seite dieses Schiffes und fing an, seinen Brand anzuwenden, was Alle in die größte Bestürzung versetzte; allein er hatte den Brand nicht gehörig angelegt, und er entzündete sich zu schnell, so daß es den außerordentlichen Anstrengungen der Türken endlich gelang, sich loszumachen, worauf er sank. Doch dies war nur eine kurze Frist für den Kapudan Pascha, denn nach wenigen Minuten legte sich Canaris quer an seinen Hintertheil und setzte von hier aus Alles in Feuer. Die Türken, von Schrecken überwältigt, machten nicht den geringsten Versuch zum Widerstande; auch zeigten sich nur Wenige auf dem Verdeck. Dennoch trieb Canaris, dem es um das Entkommen zu thun war, seine Leute an, rasch fortzurudern. Einer von ihnen jedoch, ein launiger Bursche, bat um Erlaubniß, noch einen Augenblick zu verweilen, indem ihm eben etwas eingefallen wäre, das er den Türken zu sagen hätte. Mit diesen Worten ergriff er ein Sprachrohr und schrie aus allen Kräften: „Da habt ihr ein Feuer, macht es aus, wenn ihr könnt.“ Dieser wohlangebrachte Scherz erhöhte nicht wenig den Muth und die Zuversicht der Griechen. Sie segelten ab, um mit dem Winde das südliche Ende der Straße zu erreichen, wo sie auch ohne Hinderniß mit Tagesanbruch ankamen. Um 10 Uhr Morgens bestiegen sie einen ihrer Kreuzer, der vor der kleinen Insel Venecia lag, und mit Sonnenuntergang warfen sie zu Psara Anker, unter dem lauten Zujuchzen ihrer Landleute.

Während der Zeit verbreitete sich die Flamme über das unglückliche Linienschiff mit solcher Schnelligkeit, daß jede Anstrengung zur Rettung völlig nutzlos war, und innerhalb dreiviertel Stunden flog es mit furchtbarem Krachen in die Luft. Der Kapudan Pascha, obgleich schwer verwundet, wollte dennoch sein Schiff nicht verlassen, doch als das Feuer um sich griff, brachten ihn seine Offiziere mit Gewalt in ein Boot, allein ein Mast, der in dem Augenblick einstürzte, verwundete ihn tödtlich am Kopfe. Er wurde auf einem Theil des Wracks ans Ufer gebracht und starb nach einigen Stunden. Mit der Mannschaft und den am Bord befindlichen Gefangenen, worunter an 80 Griechische Frauen waren, kamen mehr als 1200 Menschen um.

Dieser glückliche Erfolg führte zu einer zweiten Expedition. Als die Türkische Flotte vor Tenedos ankam, nachdem die Griechischen Kreuzer vorher die Küste geräumt hatten und nach ihren resp. Häfen zurückgekehrt waren, wurde Canaris dazu ersehen, sie zu beunruhigen. Nachdem er alle seine Anordnungen getroffen hatte, segelte er Freitag den 8. November 1822 mit Sonnen-Untergang von Psara mit zwei wohlbesetzten Brandern ab. Der eine war eine Brigg, genannt „Kaiser Alexander“, und führte 21 Mann, deren größter Theil bei der ersten Expedition nach Scio bereits unter ihm gedient hatte; das andere eine kleine Saccoleva (Küstenboot), kommandirt von Georg Nicolas Brastanos. Zwei lange Ruderschiffe begleiteten sie als Eskorte, wovon das größte 34 Mann und 8 Kanonen führte, das kleinere 28 Mann und 3 Kanonen, um sie nach vollbrachtem Werke an Bord zu nehmen. Sonntag den 9ten Mittags waren sie auf der Höhe des Kap Sipri zu Mytilene. Mit Einbruch der Nacht waren sie halben Weges zwischen Sipri und Kap Baba und da der Wind nach und nach frischer wurde, nahm man die Saccoleva ins Schlepptau. Als sie vor Kap Baba anlangten, wurden die zwei Ruderschiffe nach einem verabredeten Ort südwestwärts von Tenedos gesandt, um da zu warten und im Fall des Gelingens, sobald sie das Feuer aufsteigen sähen, so schnell als möglich nach der großen Sandbank, westlich von Lemnos, zu eilen, wohin Canaris zu steuern beabsichtigte, um leichtes Wasser zu gewinnen, damit ihm die Türkischen Fregatten nicht folgen könnten. Bemerkten sie aber kein Feuer, so könnten sie als gewiß annehmen, daß die Türkische Flotte nicht zu Tenedos sey, in welchem Falle Canaris nach Imbro segeln wollte, wo die Ruderschiffe zu ihm stoßen sollten, und von da aus wollte er dann seine weiteren Maßregeln gegen die Flotte in den Dardanellen nehmen.

Nachdem die Ruderschiffe absegelt waren, steuerte Canaris möglichst nahe am Lande hin, um von den Türkischen Wachtschiffen nicht bemerkt zu werden. Sie kamen vor einer Korvette vorbei, die jedoch nicht auf sie achtete, und welche sie daher für ein Französisches Schiff hielt. Um Mitternacht erblickten sie Tenedos, und wenige Minuten darauf bemerkten sie zur Linken drei Türkische Fregatten. Hinter diesen segelte unser Held glücklich unbemerkt hinweg, indem er sich dicht an das Ufer hielt. Nordwärts von Scorpiata zieht sich eine große Sandbank hin, welche ihn nöthigte, sich mehr vom Lande zu entfernen, und als er in die hohe See stieß, wandten sich die Fregatten und eine derselben setzte ihr Vordersegel auf, als wollte sie Jagd auf ihn machen; doch das war nur ein zufälliges Manöver, denn die Türken, die keine Abnung hatten, was ihnen in der Dunkelheit bereitet wurde, nahmen weiter keine Noth von ihnen. Einige Minuten später entdeckte Canaris die Lichter des Flaggen-schiffes, und nach einer Viertelstunde unterschied er deutlich drei Linienschiffe, die, mit dem Vordertheil gegen das Festland gewendet, vor Anker lagen. Die Fregatten und kleineren Schiffe lagen mehr nach dem Ufer hin, indem sie sich ihrer Sicherheit wegen auf ihre Wachtschiffe verließen.

Da die Saccoleva noch immer zurückblieb und Canaris bemerkte, daß das Schiff mit den Lichtern an Bord (welches er deshalb für das Flaggenboot hielt) dem nächsten Linienschiff windwärts lag, und daß er, um zu demselben zu gelangen, dem letzteren nahe genug vorbeisegeln mußte, um angerufen zu werden, so beschloß er, das nächste Schiff, als am wenigsten Schwierigkeiten darbietend, der Saccoleva zuzuwenden, damit es nicht heiße, daß er das leichtere Stück Arbeit

für sich nehme, und damit sein Gefährte mehr Aussicht des Erfolges haben möge, wenn er zuerst Feuer an ein Schiff legte. Außerdem, wie er trocken bemerkte, „war das Commandeursschiff immer seine Lieblingsbeute.“

Als so Alles angeordnet war, segelte er gerade auf sein nichts ahnendes Opfer los. Glücklicherweise achtete das erste Schiff nicht auf ihn, obgleich er so nahe vorbeigekommen war, daß er die Mannschaft sprechen hören konnte, allein den Augenblick darauf wurde er von dem zweiten angerufen, welches, da es keine Antwort erhielt, zweimal nach ihm feuerte. Der erste Schuß ging durch sein Hauptsegel, ein dritter Schuß wurde von dem anderen Schiffe auf die Saccoleva abgefeuert. Damit ihm seine Beute nicht entrinne, fuhr Canaris mit vollen Segeln unter Begünstigung eines frischen Windes darauf los und steuerte nach ihrem Bordenmast zu. Als er näher kam, bemerkte er ein großes Getümmel auf dem Vordertheil, Alle waren in der größten Bestürzung und Verwirrung und riefen ihren Propheten mit lauter Stimme an. „Es ist ein Brander“, schrien sie, „ein Pirat, ein Ungläubiger, schießt auf ihn, bohrt ihn in den Grund.“ Viele von ihnen sprangen zu gleicher Zeit vom Hinterdeck in ein Boot, doch sobald Canaris einmal an ihrer Seite lag, wurde nicht der geringste Versuch gemacht und keine Musquete abgefeuert.

Als er sein Schiff angelegt hatte, rief er den Türken zu: „Wir sind keine Desterreicher!“ (denn man hatte ihm gesagt, daß er zu Scio Desterreichische Farben geführt hätte) „keine Seeräuber, sondern ächte Psarioten, und ich bin derselbe, der Euren Kapudan Pascha zu Scio verbrannte.“ Jetzt flog die Flamme bereits hin und her, und da der Wind sehr frisch wehte, so ergriff sie in dem nämlichen Augenblick das Türkische Schiff, von welchem man das jämmerlichste Geschrei vernahm, bis es kurz darauf auf immer verstummte.

In demselben Augenblick, wo er sein eigenes Schiff anzündete, hatte Canaris den Verdruß, zu sehen, daß die Saccoleva ganz vergeblich in Brand gesetzt wurde. Indem sie zu schnell in Feuer gerieth, wie der Hydriot zu Scio, konnte sie ihre Beute nicht fest genug halten und trieb wieder ab, ohne ihren Zweck zu erreichen. Dies eben hatte er vorausgesehen, und dieser Wahrscheinlichkeit wegen auf so edle Weise dem Capitain Brastanos den Vorrang gelassen. Er war nicht sobald in seinem Boot davongerudert, als er eine Türkische Fregatte bemerkte, die gerade auf ihn lossteuerte. Um ihr auszuweichen, wendete er sich der Stadt Tenedos zu, wo sie ihn wegen der Nähe des Landes aus den Augen verlor. Als er die südliche Spitze des Eilandes hinter sich hatte, zog er alle Segel auf und steuerte nach Lemnos, wo sie mit Hilfe der Ruder und eines frischen Windes um 8 Uhr anlangten. Er war gerade an der östlichen Spitze ungefähr eine halbe Stunde, nachdem er den Brander verlassen hatte, da sah er das Linienschiff in vollen Flammen, dessen 3 Masten, wie er sagte, „gleich 3 Kerzen brannten“. Die anderen Schiffe der Flotte thaten Nothschüsse und rannten in der größten Verwirrung gegen einander, einige mit zerrissenen Tauen, andere ohne Segel, und manche davon schienen auf die Sandbank gerathen zu seyn. Da der Wind scharf blies, so muß die Zerstörung unbeschreiblich gewesen seyn. Bei dem hellen Schrein der Flamme konnte Canaris jeden Gegenstand deutlich erkennen.

Er fand die Ruderschiffe verabredetermaßen pünktlich auf ihrem Posten vor Lemnos und ging sogleich an Bord, und da nicht das Geringste von dem anderen Boot mit der Mannschaft der Saccoleva zu sehen war, so sandte er das zu ihrer Eskorte bestimmte Ruderschiff aus, um sich nach ihr umzusehen. Nach einer Stunde ungefähr gab dieses ein Signal, daß das Boot gefunden sey; darauf segelten beide Bote westwärts, ohne von den einfältigen feindlichen Kreuzern beunruhigt zu werden, welche sie bei einem geringen Grad von Wachsamkeit hätten ausbringen müssen. Diese ganze Unternehmung war so schnell und zweckmäßig vollbracht worden, daß den Griechen nicht der kleinste Unfall begegnete und ein jeder nach Psara zurückkehrte, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt worden wäre. Am nächsten Abend erreichte Brastanos Psara und am Morgen darauf lief Canaris in den Hafen ein und wurde von allen Kanonen der Insel mit Freudenbeschüssen begrüßt. Als er landete, kam ihm eine Prozession entgegen, die ihn nach der Kirche geleitete, wo dem Allerhöchsten öffentliche und feierliche Dankfagungen dargebracht wurden für den glücklichen Erfolg, der das Unternehmen unseres Helden gekrönt hatte.

Canaris versuchte später ein Türkisches Schiff am hellen Tage und im vollen Segeln in Brand zu stecken, doch da sein Schiff nicht nachkommen konnte, so verfehite er seinen Zweck und mußte mit der größten Eile zu entkommen suchen, wobei er zwei seiner Leute verlor und selbst an der Hand verwundet wurde.

Im Jahre 1824 gab die Einnahme von Psara durch den Türkischen Admiral und dessen Wiedereroberung durch die Psariotischen Seelente unserm Canaris reichliche Gelegenheit, seine Thätigkeit zu zeigen. Er war an jedem Posten, wo seine Dienste von Nutzen seyn konnten. Als im August desselben Jahres die Türken zu Samos gelandet waren, kam ein Griechisches Geschwader unter dem Kommando von Georg Takturi herbei, um diese wichtige Insel zu befreien. Es fanden mehrere Schwärme statt. Am Morgen des 16. lief der Pascha mit 22 Schiffen aus, und Takturi stellte ihm 16 Schiffe unter seiner eigenen Flagge entgegen, und einige, die von Canaris kommandirt wurden. Es erfolgte ein hartnäckiges Gefecht, in welchem unser Held alle seine Geschicklichkeit aufbot, um sich an ein feindliches Schiff anzulegen, allein er konnte an keinem haften, doch wurden die Türken in Unordnung gebracht und zogen sich zurück. Am anderen Morgen indeß erschienen sie wieder mit günstigem Winde, worauf der Griechische Admiral allen seinen Brändern befehlt, unter

Esorte der verschiedenen Kriegsschiffe sich zu nähern, und es war aller Anschein vorhanden, daß es von beiden Seiten zu einem heißen Kampfe kommen würde.

Um 10 Uhr Vormittags näherte sich der Brander des Capitain Demetrius Zapli einer großen Fregatte und suchte sich an dieselbe anzuhaken, doch vermöge des scharfen Windes und mit Hilfe einiger Galeeren entging sie der drohenden Gefahr. Dieser mißlungene Versuch gab indeß dem tühnen Canaris Gelegenheit, es mit derselben Fregatte aufzunehmen, und es gelang ihm um 11 Uhr, sich an dieselbe festzulegen, während sie im vollen Segeln war. In kurzer Zeit stand sie in hellen Flammen, und da das verderbliche Element schnell die Pulverkammer erreichte, so flog sie mit schrecklichem Krachen in die Luft, wobei nicht bloß ihre eigene 600 Mann starke Besatzung umkam, sondern auch mehrere andere Schiffe in ihrer Nähe beschädigt, oder gänzlich zerstört wurden. Canaris verlor bei dieser glänzenden That nur zwei Mann.

Canaris ist ein stiller Mann von einfachem Benehmen und, wie es scheint, von großer Aufrichtigkeit. Ehe er sich zur Erzählung seiner Begebenheiten entschloß, verlangte er „abgemalt“ zu werden. Er ist Besitzer eines Kauffahrtei-Schiffes und macht oft bei fremden Schiffen den Koosfen, wozu er trefflich taugt, da er den Archipelagus so genau kennt. Er ist arm, aber zufrieden, indem er sich glücklich schätzt, auf eben so achtbarem Fuß zu leben, als irgend einer seiner Verwandten, und seit seinem Eintritt in die Welt nicht zurückgekommen zu seyn. Er hat eine Frau und zwei Kinder. Die erstere blickt mit Stolz auf die Laufbahn ihres Vaters, und in dem jungen Constantin erblickten sie mit freudiger Hoffnung die künftige Zierde der Insel. Als er zu seinem Portrait sitzen sollte, sagte er lächelnd: Sie müßten ihn sehr häßlich darstellen, wenn es ähnlich werden sollte, es sey denn, daß Sie den Augenblick treffen können, wo er einen Brander anzündete. (U. S. J.)

F r a n k r e i c h.

Municipalwesen von Paris.

Unlängst ist von dem Grafen Alexander de Laborde eine Geschichte von der städtischen Verwaltung von Paris erschienen, die gegenwärtig, wo ein Gesch. Entwurf über das Pariser Municipalwesen vorbereitet wird, ein besonderes Interesse erhält. Der Verfasser schildert in einer kurzen Uebersicht die Administration von Paris unter den Galliern, Römern und Franken bis zur Regierungszeit des Königs Philipp August. Damals besaßen die Pariser eine Art schützender Obrigkeit, unter dem Namen Stadtwertweidiger, die das Volk ernannte und aus den ausgezeichnetsten Bürgern wählte. Philipp August that viel für die Verschönerung und die Vorrechte von Paris. Unter den Merovingern und den Karolingern hatte diese Stadt wenig Bedeutung, die Könige schlugen selten ihre Residenz darin auf. Die Stadt beschränkte sich auf die jetzige Cité, wo der Königl. Palast und einige Kirchen standen; das übrige war eine Masse unansehnlicher Häuser in engen, krummen, schmutzigen Straßen, die nur zu Pferde zu passieren waren. Philipp August begann zuerst Paris zu verschönern. Einer alten Chronik zufolge, stand er einstmals an einem Fenster seines Schlosses, als ein vorüberfahrender Wagen, den tiefen Roth umwühlend, einen unerträglichem Dunst der königlichen Nase zuführte, so daß er unwillig sich abwandte und den Vorgesetzten der Stadt, die er sofort rufen ließ, den Befehl gab, alle Straßen sorgfältig mit großen Sandsteinen pflastern zu lassen. Dieser König vermehrte die Wichtigkeit der Municipal-Behörde, indem er den Vorgesetzten der Kaufmannschaft verschiedene Einkünfte anwies, um dafür die Stadt zu verschönern und eine neue größere Mauer aufzuführen zu lassen. Unter seiner Regierung erhielt der Vorsteher der Kaufleute einen Theil der Befugnisse, die bis dahin der Stadtwoigkeit zustanden, und welche die Polizei, die Sicherheit und Gesundheit der Hauptstadt, die Ausbesserungen der öffentlichen Gebäude und sogar die Verwaltung der städtischen Domainen umfaßte, und die erst im vierzehnten Jahrhundert davon abgetrennt ward. Das Vertrauen dieses Fürsten zu den Pariser ging so weit, daß er bei seinem Zuge nach Palästina sechs Bürger zu Verwaltern seines Vermögens und Testaments-Vollstreckern einsetzte. Unter Anderem bestimmte er, daß sie einen Theil des Vermögens zur Erziehung seines Sohnes verwenden sollten, bis daß er mündig seyn würde. Philipp August war auch bei dem Volke sehr beliebt; er forderte einst sein Heer auf, über die Krone zu verfügen, wenn es ihn ihrer nicht für würdig halte.

Schon damals war die Mittelklasse der Stadt Paris durch Vermögen und Einsichten ein achtbarer einflußreicher Stand. Ein Gerhard aus Poissy gab für die Verpfisterung von Paris die damals ungeheure Summe von 14,000 Livres her. Bald organisierte sich die städtische Behörde, ihre Befugnisse nahmen zu. Das Oberhaupt der Zünfte erhält den bleibenden Titel eines Vorstehers der Kaufmannschaft, und die Stadt dehnt ungeachtet des Widerspruchs benachbarter Grundbesitzer und Bischöfe ihre Gerichtsbarkeit über den ganzen Lauf der Seine aus. Der Kunst-Corporation allein stand es zu, Kähne von Nantes nach Paris hinauffahren zu lassen, und ein Fremder erwarb dieses Recht nur, wenn er mit einem Pariser Bürger verbündet war. Vermittelt einer Consumtionssteuer erlangte sie auch das Recht, einen Hafen für die Ausladung und Aufbewahrung der Waaren anzulegen, und im Jahre 1229 ward ihr, gegen eine jährliche Abgabe an den Fiskus, das Recht abgetreten, Geschäfte und Verkäufe auszurufen zu lassen, nebst dem dazu bestimmten Gebäude. Der König übergab der Stadt das Eichmaß und die Befugnis, hinfort selbiges zu bestimmen. Sie hatte ihre Schreiber und Gerichtsdienner, entschied durch eine besondere Behörde über Civil-Streitigkeiten,

legte die Bestimmungen des städtischen Herkommens aus und regulierte ihre Einrichtung selber. Im Jahre 1408 besaß Paris einen ausgedehnten Umfang, Felder, Meiereien, mit Gärten versehene Klöster und Mauern. Die Prinzen hatten einige Schlösser, die besetzt waren und wie Bastillen bewacht wurden. Die Straßen waren hin und wieder mit Gittern und eisernen Thoren verschlossen. Auf der rechten Seite des Flusses wohnten die Gewerbetreibenden, auf der linken sah man die Kirchen und Klöster, die Schulen und die Universität; dort hörte man das Getöse der Hämmer, den Lärm der Wagen und der Ausrufer, hier das Läuten der Glocken, das Geschrei der Studenten. In der Mitte waren die Hallen oder Märkte, wohin die Landleute von 30 Stunden in der Runde ihre Früchte brachten. Die Bevölkerung, schon zu 300,000 angewachsen, erkannte die Bestimmungen des Stadthauses und die Hierarchie der Biermänner, Zehnmänner und Zunftmänner an, welche nebst den Schöppen, dem Rathe und dem Vorstand der Kaufherren die Municipal-Behörde ausmachten, die durchaus volksmäßig, frei gewählt war und selbst auf das Königreich und dessen Schicksale großen Einfluß übte.

Unter Karl VI. suchte das Volk, niedergedrückt von Abgaben und empört über die Grausamkeiten des Herzogs von Anjou, sich selbst zu helfen; aber es unterlag und zog edle Männer, die als Vermittler austraten, ins Verderben. Man nannte dies damals den Krieg des Helms gegen die Mäße, und das Eisen siegte. Die Mäße, welche der König an den Bürgern nahm, charakterisirt die Barbarei jener Jahrhunderte. Bürger, Rechtsgelehrte, die Universität, selbst die Herzogin von Orleans warfen sich dem Könige zu Füßen und baten um Gnade, nicht für die Schuldigen, denn diese waren bereits dahin, sondern nur für die Verdächtigen; aber sie richteten nichts aus, der ganze Februar verging mit Hinrichtungen, und die achtbarsten Männer theilten dieses Schicksal. Zu dieser Zahl gehörte der Königl. Advokat bei dem Parlament, Jean Desmares, ein durch Alter, Talente und geleistete Dienste ehrwürdiger Mann. Er hatte unter 3 Königen mit Auszeichnung gedient und war im Jahre 1365 von Karl V. für sich und seine Nachkommen in den Adelsstand erhoben worden. Er war bei dem Aufruhr vermittelnd aufgetreten und empfahl stets Unterwerfung; aber obwohl von den Meisten bedauert, sah er sich in der entscheidenden Stunde doch von Jedermann verlassen; obwohl er sogar die Gerichtsbarkeit des Bischofs forderte, ward er mit in das Todesurtheil einbezogen, welches wegen Majestäts-Verbrechen gegen 12 Bürger verhängt wurde. Zugleich nahm ein Königl. Befehl (1382, 27. Januar) der Stadt alle ihre städtischen Privilegien, ihre Gerichtsbarkeit, schaffte die Zünfte ab, verbot die Versammlungen derselben ohne besondere Erlaubnis, hob die Kollegien der Biermänner u. s. w. auf. Hierauf kamen die Frauen und warfen sich auf freiem Platze dem Könige zu Füßen; die Herzoge von Berry und von Burgund machten die Komödie mit, und der König gewährte Verzeihung — als Niemand zu bestrafen mehr da war. Erst im Jahre 1411 wurden der Stadt ihre Behörden, die Gerichtsbarkeit, die Verwaltung ihrer Domainen und alle ihre Einkünfte und Vorrechte wieder zurückgegeben.

Ludwig XI. war den Bürgern geneigt. Abends speiste er zuweilen bei Leuten verschiedenen Standes, sagte seinen Tischgenossen bei ihnen und beschäftigte sich mit den geringsten Angelegenheiten der Familie. Nach der Rückkehr von der Schlacht von Montchery machte es ihm Spaß, den Frauen und Mädchen von Paris die überstandenen Gefahren zu erzählen, und er suchte auf diese Art sich beliebt zu machen. Dessenungeachtet ließ er zuweilen einen verdächtigen Einwohner an dem nächsten Thurm aufhängen. Ludwig XIII. und Ludwig XIV. brachten ihre Schauspieler und Musiker nach dem Stadthause und tanzten selbst Balette; vor dem Weggehen brachten sie die Gesundheit der Municipalität aus. Hinter diesen Ergöbungen folgten gewöhnlich Geschenke, die mit gleicher Gunst aufgenommen wurden. Dies waren bisweilen Schiffe oder Truppen-Aushebungen, meistens aber Vasen oder silberne und goldene Bildsäulen. Als Karl V. sie sah, rief er: „Schönen Dank, gute Leute, sie sind schön und reich.“ „Ich empfangen“, sagte Heinrich IV., „mit großer Zufriedenheit sowohl Eure Herzen als Euer Zuckerwerk.“ Oft aber wurde mehr gefordert, nämlich Subsidien, und dann bückten sich die Souveraine vor dem Volke; so die stolze Kaiserin von Medici, die eine lebentliche Rede im Stadthause hielt.

Napoleons Verwaltung in Bezug auf das Municipalwesen von Paris wird von Herrn de Laborde folgendermaßen geschildert: Napoleons Genie, auf jede Wohlthat wie auf jede Gewalt eifersüchtig, will das Volk für seine Freiheit mit Wohlstand und Reichthum entschädigen und sich der Dankbarkeit wie des Ruhmes bemächtigen. Daber läßt er sich nicht von der Größe der Unternehmungen abschrecken, um sein Ziel zu erreichen. Niemals waren die materiellen Interessen der Stadt Paris so studirt und so geschätzt worden. Paris, wie Napoleon es auffaßte und es hergestell haben würde, hätte in kurzer Zeit Alles überboten, was vielleicht erst in einer entfernten Zukunft möglich seyn wird. Gewaltige Denkmäler und Bauten bezeichnen die Dauer dieser kurzen Regierung. Hier ist es ein neuer Fluß, der 80 Fuß über dem Strome sich ergießt und die hohe mit der niederen Seine verbindet, den Handel des Nordens mit dem des Südens verknüpft, sein Gewässer über alle Plätze und neben jedem Hause ergießt. Dort sind es Schlachthäuser, so groß wie Kasernen, Kasernen so groß wie Paläste. Die Straßen wurden breiter, die Märkte vor dem Wetter geschützt, neue Quais durch neue Brücken verbunden, und Säulen und Triumphbogen verschönern die verschiedenen Stadttheile. Das Louvre tritt aus einem Haufen Schutt und alten Bauwerks hervor, und eine ungeheure Straße verbindet die beiden Theile von Paris mit einander. Aber in Mitten dieser großen Schöpfungen rückt das Volk in der Einsicht seiner Angelegenheiten

ten, in der Handhabung seiner Rechte nicht vor; Ministerialbeamte verwalten seine Geschäfte, Niemand legt ihm Rechnung ab, und die ernannten Magistratspersonen haben weder die Verpflichtung, sich mit den Angelegenheiten der Bürger zu beschäftigen, noch genießen sie deren Vertrauen, um für die Vollendung der angefangenen Bauten das erforderliche Geld zu erlangen. So sind denn Napoleons Unternehmungen unvollendet geblieben, und das Municipalwesen von Paris befindet sich fast noch in derselben Lage, wie seine Regierung sie hinterlassen hat.

Bibliographie.

- L'assassin. (Der Mörder.) Baudeville-Burleske in 1 Akt, von Lausanne und Jaine. Pr. 1½ Fr.
 La mort de Figaro. (Figaro's Tod.) Schauspiel in 5 Akten, von Rosier. Pr. 3 Fr.
 La prison d'Edinbourg. (Der Kerker von Edinburg.) Komische Oper in 3 Akten, von Scribe und Panard. Pr. 2½ Fr.
 Chronique du Café de Paris. (Der junge Mann.) Eine Pariser Geschichte. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

I t a l i e n.

Einige Worte über die Italiänischen Romane.

In näherer Beziehung auf die historischen Erzählungen von Giovanni Battista Vazzoni*).

Die Italiänische Literatur hatte gleichsam als Theilnehmerin an den politischen Ereignissen, welche am Schlusse des vorigen Jahrhunderts und im Beginn des jetzigen Italien heimsuchten, ebenfalls ihre Kriege und Parteilungen zu bestehen, und zwar Kriege und Parteilungen, die keinesweges ohne Bedeutung blieben, da an die heilige Sache Minervens und der Musen sich die höchsten Interessen knüpfen. Zunächst wurde an die Reinheit der Sprache Hand angelegt, weil man erkannte, daß, da das Wort der Ausdruck des Gedankens ist, durch die Verderbnis des Wortes auch der Gedanke verdorben werden würde. Aber der Plan mißlang; vielmehr schien die Sprache zu den ersten Quellen und den alten Mustern zurückzuführen. Hierauf wurde ein Sturm gegen den Olymp unternommen, die alten lange verehrten Gottheiten wurden von demselben vertrieben, jede Sägung und Regel wurde verbannt, und Gespenster, Hexen, Erscheinungen an die Stelle gesetzt und ein neuer Kultus errichtet. Aber ein guter Genius, der über den Ruhm Italiens wachte, ließ dieses frevelhafte Unternehmen nicht zu weit gedeihen. Dennoch trat gegen das Ende des Kampfes eine neue unerwartete Erscheinung ein, um die Reihe der Ereignisse zu schließen: ein Schwall von Romanen that sich nämlich von allen Seiten auf, um die Italiänische Literatur zu verunreinigen und die Gemüther mit falschen Vorstellungen, Illusionen und Thorheiten anzufüllen. Gegen diese neue Gattung, die zum Unglück in Italien durch einen berühmten Namen geädelt worden war, erhoben sich zwar bald einige treffliche Schriftsteller, die über die Gefahr, in welcher sich die Italiänische Literatur befand, erschrakten. Aber dennoch häuft sich die Menge der Romane fortwährend auf eine betrübende Weise an, und während unsere gebarnischen Vorfahren sich an den damals häufig erscheinenden zierlichen, kurzen, heiteren Novellen ergötzen, die dem Geiste der Italiänischen Literatur so herrlich entsprachen, läßt sich das gegenwärtige schlaffe Zeitalter durch endlose Romane fiheln und einschläfern, in denen die hohen Schöpfungen der Phantasie und der ernste Inhalt der Geschichte mit den Träumereien der Phantasie vermischt werden. Die historischen Erzählungen Vazzoni's geben uns zu einigen weiteren Bemerkungen über diesen Gegenstand Anlaß.

Unserer Gegenwart ist eine Zeit voll bald trauriger, bald erfreulicher Wechselfälle und Umwälzungen vorangegangen, und diese allgemeine Erschütterung hat uns Lebenden gleichsam zum Erbe eine unbeschreibliche Unruhe und Angst hinterlassen, so daß sich nicht sagen läßt, ob jetzt die Ermüdung von dem überstandenen Unglück oder die Ungeduld über den gegenwärtigen Zustand größer sey; denn obgleich nach dem Sturme Ruhe eingetreten ist, so tragen die Welten doch noch immer Spuren der früheren Aufregung. Unter diesen Umständen können die Wissenschaften, welche anhaltendes und ruhiges Nachdenken verlangen, können die Musen, welche Ruhe und ein beruhigtes Gemüth erfordern, so wie die mit der Philosophie und Literatur so eng zusammenhängende Geschichte, keinen freien Eingang in die verstreuten Gemüther und unruhigen Herzen finden, während die Romane, die eine leichte und flüchtige Literatur gewähren und Bilder darbieten, welche die Phantasie nach Belieben ummodellern und der Wirklichkeit anpassen kann, den aufgeregten Leidenschaften schmeicheln und der Seele eine angenehme Beschäftigung gewähren. Wie laut auch der Verstand uns zurufen mag, daß diese Beschäftigung eine frivole und unfruchtbare sey, seine Stimme vermag nicht, das von Ermüdung und Ueberdruß erfüllte Italien aufzuwecken. Dieses nimmt im Gegentheil die Ereignisse seiner Romanschreiber stets mit Beifall auf, und die Leseren, dadurch aufgemantert, verdoppeln ihre Thätigkeit, sich um den Ruhm des Vaterlandes und das Urtheil der Nachwelt wenig kümmernd. Auch wächst die Anzahl der Romane ins Unendliche, und es bleibt nichts mehr zu hoffen, wenn nicht der richtige Sinn und das Gefühl der Würde, von Ueberdruß unterläßt, diesen lästigen Productionen ein Ziel setzen.

Mit dieser Ursache ist noch eine andere aufs Innigste verbunden. Die gute Aufnahme, welche die Romane aus den angegebenen

* Mailand 1832, bei Omobono Manini.

Gründen finden, beschleunigt die Entwerbung derselben. Während tiefe Werke über Moral und Politik, glänzende Dichtungen und würdige ernste Geschichtswerke als unbenutzter Ballast in den Buchhandlungen liegen, verbreiten sich die verführerischen Romane mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit überall hin, jedes Cabinet will damit versehen seyn, und von den reichen Magnaten bis zu den Ladbdienern, von den eleganten Damen bis zu den Köchinnen herab wollen Alle die romanhaften Verknüpfungen und Intriguen kennen lernen, und die Namen, Thaten, ja sogar die Kleider der Romanhelden werden Bezeichnungen für Mode und Puß. Das Schlimmste aber ist, daß der Charakter dieser Romane eine entschiedene Tendenz hat, jene dunkle und häßliche Seite der Moralität, die aus Schlechtigkeit, Trauer und Schmerz besteht, zur Schau zu stellen. Davon legen fast alle in neuerer Zeit erschienenen Romane deutliches Zeugnis ab, und unter ihnen auch die historischen Erzählungen von Vazzoni. In der Erzählung *il bravo e la dama* i. B. verlockt eine Frau durch Schmeicheleien den Bravo, ihre Lüste zu befriedigen, und läßt ihn dann ermorden, um die Schmach des ersten Verbrechens durch ein zweites zu verhüllen. In der Erzählung *Adelberta Boniprandi* verkleidet sich eine schöne Frau als Mönch, nimmt an der Vertheidigung eines Kastells Theil, wird in einem Zweikampfe verwundet und sinkt auf den Leichnam ihres ermordeten Gatten, über ihm ihren Geist aushauchend. Im *Macarullo venturiero* werden die Intriguen, Geheimnisse und Verbrechen des Hofes Philipp Visconti's erzählt, der aus Liebe zu einer anderen Dame gegen die Herzogin, seine Gemahlin, eine schändliche Verleumdung erfindet und sich von der lästigen Verbindung mit ihr befreit, indem er sie enthaupten läßt. In dem „*Bacio fatal*“ wird eine Frau in heimlicher Umarmung mit dem Geliebten von ihrem Gatten überrascht, der jenen auf der Stelle ersicht und sie mit einem glühenden Eisen blenden läßt. In dem „*Sottoterraneo di Porta Nuova*“ führen die Ausschweifungen einer Frau den armen Ehemann, der ihre Schritte verfolgen will, in ein entlegenes, ödes, halb verfallenes Gebäude, wo man nicht weiß, ob Mörder hier ihre Verbrechen, oder feile Dirnen ihre Orgien, oder Hexen ihre Feste begeben, und aus welchem er mit großer Gefahr entkommt. In diese erbaulichen Geschichten sind eine Menge von Mönchen und Pilgrimen, Juden und Hexen verflochten, so daß den Erzeugnissen Vazzoni's keine der beliebtesten Wurzeln des Romanwesens mangelt.

Welchen Zweck die Schriftsteller dabei verfolgen, indem sie den Lesern dergleichen Gräuelfcenen, ekelhafte Verbrechen und blutige Geheimnisse vor die Augen führen, ist schwer zu sagen, aber gewiß ist, daß sich keine verderblichere und der wahren Bestimmung der Literatur mehr zuwiderlaufende Manier erdenken läßt. Mögen die Italiänischen Jünglinge auf die von ihren Vorfahren eingeschlagene Bahn zurückkehren und sich erinnern, daß ihre Literatur, von Alighieri bis zu Monti herab, reich an Würde und Glanz ist, und daß wir von der Bahn dieser Männer nicht abweichen können, ohne Rückschritte zu machen. (Biblioteca Italiana.)

Bibliographie.

Guida nella visita delle spezierie etc. (Führer beim Besuch der Apotheken, und vorzüglich bei der Prüfung der Reinheit und Güte der Medicamente.) Von W. Streinz. Aus dem Deutschen übersezt von Velli, mit Bemerkungen und Zusätzen von F. Ambrosioni. Pavia. [Das Werk wird in zwei Bände zerfallen, jeder Band von ungefähr 20 Bogen. Erschienen sind bereits die ersten 15 Bogen, welche drei Hefte bilden.]

Manuale di Geometria etc. (Handbuch der Geometrie, für Künstler und Gewerbsleute.) Dritter und letzter Theil, die Stereometrie enthaltend. Von Prof. Majocchi. Mailand.

Gradazioni per l'insegnamento etc. (Leitfaden zum Unterricht in den vier ersten arithmetischen Operationen, in einfachen, zusammengesetzten und gebrochenen Zahlen.) 72 S. Mailand.

Mannigfaltiges.

— Die Armenier. Diese über einen großen Theil Asiens und Europas ausgebreitete Nation,* die schon längst ihre politische Rolle ausgespielt, aber namentlich den Türken mehr als Einen tüchtigen Staatsmann, im Krieg und Frieden, gegeben und nicht weniger als die Griechen, Georgier, Slaven, Ungarn u. s. w. zu Beredelung der Osmanischen Lage beigetragen hat, ist von Seiten ihres literarischen Charakters eben so merkwürdig, als von Seiten ihres Handels und Gewerbfleißes. Ihre Kollegien zu Etschmiazi und St. Lazarus besitzen vortreffliche Bibliotheken und wirken sehr wohlthätig auf die Förderung der Literatur. In Konstantinopel beabsichtigen sie ein Hospital und eine Schule zu errichten, was ihnen der Sultan erlaubt hat, und einer ihrer Priester, Marses Lazarien, befindet sich jetzt in London, um die Beisteuern liberaler Personen zu gewinnen. Auch verdient Erwähnung, daß in diesem Augenblick wieder zwei der bedeutendsten Staatsmänner des Orients Armenier sind, nämlich Herr Abro, Premier-Minister des Pascha's von Aegypten, dem man viele der wichtigen Neuerungen Mehmed Ali's verdanken mag, und Seid Chan, Agent des königlichen Prinzen von Preußen am Britischen Hofe, der die Mienen Persiens durch Britische Vergleute anebenten läßt, und noch neuerdings ein Schiff befrachtet hat, das er von London direkt nach dem Hafen von Trebisond schickte, und welches einen regelmäßigen Verkehr zwischen beiden Reichen eröffnen kann. (Asiat J.)

* Man schätzt die Summe aller Armenier in Asien auf 10 bis 12 Millionen.